

Daniela Plum und die Geschichte einer nicht erkannten Krankheit

## Der Rest ihres Lebens

Sie hat beide Beine verloren und eine kaputte Niere – nun gibt es eine dicke Akte, von Schuld aber wollen die Krankenhäuser nichts wissen

Von Stefan Klein

Lützen, im März – Frau Plum nennt es ärgerlich. Ärgerlich, dass es passiert sei. Aber es sei nun mal so, und was bleibe ihr anderes übrig, als damit fertig zu werden, sie könne ja nicht ständig den Kopf hängen lassen. Sie sagt das gleich zu Anfang, da haben wir an ihrem Wohnzimmer noch gar nicht Platz genommen, und den Kopf trägt sie dabei so hoch wie sie nur kann. Aber später fallen dann andere Sätze, die hallen noch lange nach und lassen ahnen, dass hinter dem Bild einer Frau, die sich anscheinend abgefunden hat, noch etwas anderes ist. Etwas, das einer vermutlich nicht ermessen kann, der zwei Beine hat, zwei funktionierende Hände und der nicht weiß, wie es ist, wenn die Welt plötzlich an einer Bordsteinkante endet oder am Fuße einer Treppe.

Bei sich zu Hause, immerhin, hat Daniela Plum einen Treppenlift, und was es sonst an Hindernissen gab, die dem Rollstuhl im Wege standen, so sind sie von ihrem Mann beseitigt worden. Der hat eingebrennt, wo Stufen waren, hat Türen verbreitert und hat vor dem Haus Platten gelegt. Ein Mann der Tat, man merkt es, wenn man ihm die Hand drückt, und auch die Kinder Florian, 11, Dominik, 9, und Josephine, 7, haben gelernt, mit anzufassen im Haushalt. Eine intakte Familie, so scheint es, und dennoch. Vielleicht, sagt Daniela Plum, „vielleicht wär's anders, wenn man so auf die Welt gekommen wäre.“ So, das heißt, mit zwei Stümpfen statt Beinen. Ohne Knie, ohne Unterschenkel, ohne Füße. Vielleicht wäre es wirklich anders. Zumindest gäbe es dann nicht die Erinnerung.

Die Erinnerung an das erste Leben. Als Bordsteinkanten noch keine unüberwindlichen Hindernisse waren. Als die Schülerin Daniela für gute Leistungen im Fach Sport mit einer Zwei belohnt wurde. Als sie im Karnevalsverein in der Funkengarde tanzte. Funkenmariechen nennt man so eine, kurzes Röckchen, schmissig die Musik, und immer hoch die Beine. Ihre Beine! Als wir Daniela Plum in dem Ort Lützen bei Leipzig besuchen, ist gerade die Karnevalssaison zu Ende. Sie sagt, sie interessiert sich nicht mehr dafür, aber die Erinnerung lässt sich ja nicht einfach ausknipsen. Sie ist da, und sie quält, weil sie nicht aufhört zu erzählen von all dem, was man gehabt und was man verloren hat – zum Beispiel ein Paar adrette und sehr bewegliche Beine.

### Feinde im Körper

Dies ist die Geschichte einer Krankheit, die zu spät erkannt wurde. Von Ärzten wird die Rede sein, die im Verdacht stehen, kaum fassbare Fehler und Versäumnisse begangen und so eine menschliche Tragödie heraufbeschworen zu haben. Eine Stiftung für Patientenrechte wird vorkommen, die in Gestalt der Medizinerin Ulrike Zunker und der Anwältin Astrid Maigatter-Carus, mit Hilfe der Gerichte, wenn schon nicht die Gesundheit, so doch wenigstens ein Stück Gerechtigkeit wiederherzustellen versucht. Patienten, man weiß es, leben gefährlich: In deutschen Krankenhäusern, so hat eine Untersuchung ergeben, sterben jedes Jahr etwa 17 000 aufgrund von Behandlungsfehlern. Das sind mehr als dreimal so viele Tote wie im Straßenverkehr. Weit mehr freilich überleben und müssen als Geschädigte irgendwie zurechtkommen.

Im Jahr 2004 ist Daniela Plum 29 Jahre alt. Sie ist lebensfroh und gesund, Krankenhäuser kennt sie nur vom Kinderkranken. Ihr Mann hat Arbeit als Schichtleiter einer Firma für Kunststoffverarbeitung, sie hat Arbeit als Verkäuferin bei Edeka, die Kinder sind aus dem Größten heraus, und das bisschen Schmerzen in den Händen wird schon nichts zu bedeuten haben. Müde und matt sind auch andere. Aber dann lässt sich der vierte Finger der rechten Hand nicht mehr bewegen, Frau Plum geht zur Hausärztin, die verschreibt Kortison. Aber besser wird es nicht, im Gegenteil: Schmerzen beim Stehen und Laufen kommen hinzu, und die Hausärztin überweist die junge Frau Ende September zur weiteren Abklärung ins Universitätsklinikum Leipzig zur Rheumatologie des Professors Holm Häntzschel.

Bei den Laboruntersuchungen ergibt sich ein ANA-Wert von 1:5000. Normal wäre 1:80. ANA steht für antinukleäre Antikörper, und wenn die so dramatisch zunehmen, dann, sagt die Ärztin Zunker, bedeute das eine Fehlsteuerung des Immunsystems. Statt feindliche Zellen anzugreifen, Bakterien, Viren, gehe die Antiterror-



„Eigentlich kotzt mich jeder Tag an“: Für Daniela Plum ist jede Stufe, jede Bordsteinkante inzwischen ein fast unüberwindbares Hindernis. Foto: Regina Schmeken

einheit des Körpers irrtümlich gegen eigene Zellen vor. Ein erfahrener Rheumatologe würde bei solchen Werten an eine sogenannte Autoimmunerkrankung wie etwa den Systemischen Lupus erythematoses (SLE) denken und versuchen, mit weiterführenden Tests den Aggressor soweit einzukreisen, dass man ihn zweifelsfrei identifizieren und behandeln kann. Wenn das gelingt, ist der Lupus mit Medikamenten gut beherrschbar. Wenn nicht, kann er zum Tod führen.

An der Uniklinik in Leipzig gehen sie dem Hinweis, den der ANA-Wert liefert hat, nach Einschätzung der Patientenstiftung nicht nach. Jedenfalls sei die entscheidende Untersuchung, die mit einiger Sicherheit zur richtigen Diagnose geführt hätte, nicht vorgenommen worden. Hinzu kommt, dass ein auffälliger Urinbefund vorschnell als Harnwegsinfekt gedeutet worden sei. Damit habe man auch die zweite Chance vertan, dem Lupus auf die Spur zu kommen. Der nämlich befällt neben anderen Organen häufig auch die Nieren, und das körpereigene Eiweiß, das man im Urin von Frau Plum gefunden hat, deutet genau in diese Richtung. Die Uniklinik in Leipzig ist gut ausgestattet und hätte nach Meinung der Stiftung alle Möglichkeiten, der Sache auf den Grund zu gehen. Stattdessen wird die Patientin nach drei Tagen mit einer Allerweltdiagnose entlassen.

Frau Plum geht wieder arbeiten, aber ihr Zustand verschlechtert sich. Manchmal ist sie derart steif, dass ihr Mann die Knie durchdrücken muss, um sie gerade zu biegen. Einmal muss er ihr zwei Ringe mit der Zange abknipsen, weil die Finger so geschwollen sind. Auch die Füße tun weh. Frau Plum denkt, es liege an den kalten Fliesen bei Edeka, wo sie an der Kühltheke Salate anrichtet. Dann schneidet sie sich in einen Finger, die Wunde entzündet sich, und als es ihr danach noch schlechter geht, schiebt sie das auf die Verletzung. Doch das ist ein Irrtum. Im Dezember 2004 kommt sie erneut ins Krankenhaus, diesmal ins Kreiskrankenhaus der Stadt Weißenfels. Dort ermitteln sie einen noch sehr viel höheren ANA-Wert, und sie tun, was man sich in Leipzig geschenkt hat – sie forschen weiter.

Dabei ergibt sich ein so eindeutiges Bild, dass der Chefarzt für Innere Medizin, Holger Krauel, unter dem Datum 17. Dezember um 15.30 Uhr auf dem „Ärztlichen Berichtsbogen“ handschriftlich notiert: „Differentialdiagnostisch muss an einen sich entwickelnden Lupus erythematoses gedacht werden. Deshalb kurzfristige Verlaufskontrolle!“ Das ist

vorsichtig formuliert, aber es ist ein Volltreffer. Damit hätte, sagt ein erfahrener klinischer Immunologe auf Befragung der Stiftung, nun endlich eine entsprechende Behandlung beginnen müssen, um die hochaggressive Entzündung zu bekämpfen und den voraussehbaren Komplikationen einschließlich bakterieller Infektionen vorzubeugen. Doch zu dem Zeitpunkt, als der Chefarzt seinen Verdacht aufschreibt, ist die Patientin Plum bereits entlassen. Man müsste sie zurückholen, man müsste ihre Hausärztin alarmieren, doch nichts von alledem geschieht.

Hausärztin Sabine Liebert erfährt erst jetzt durch die SZ von der Notiz auf dem Berichtsbogen. „Das gibt's doch nicht“, empört sie sich, „da stehst du als Hausarzt da und machst den Dummen.“ Statt eines dringenden Anrufs bekommt sie erst Wochen später den Entlassungsbericht. Der ist zwei Seiten lang, enthält viele Informationen und ist von Chefarzt Dr. Krauel mitunterschrieben – aber von seinem Verdacht auf Lupus erythematoses enthält er kein Wort. Auch von der kurzfristigen Verlaufskontrolle ist jetzt keine Rede mehr. Das Papier empfiehlt Frau Plum lediglich eine „erneute Vorstellung“ in Dr. Krauels ambulanter Rheumasprechstunde, und zwar für Februar 2005 – zwei Monate nach ihrer Entlassung.

Doch so viel Zeit ist nicht mehr. Schon einen Tag, nachdem er sie in Weißenfels abgeholt hat, sagt Andreas Plum zu seiner Frau: „Du bist ja schon wieder ganz steif.“ Über Weihnachten sieht er sie bei hohem Fieber, „nur noch so dahinvegetieren“. Er versucht es mit Wadenwickeln und Massieren, ohne Erfolg. Am 8. Januar ist Daniela Plum wieder in der Uniklinik Leipzig – mit einem septischen Schock. Die Dinge überschlagen sich. Der Kreislauf versagt, das Herz steht still, Daniela Plum muss wiederbelebt werden. Ihr Mann erkennt die aufgedunsene Person im Krankenbett kaum wieder. Sie ist nicht ansprechbar, die Beine sind dunkel angelaufen. Als er das nächste Mal mit der Station telefoniert, sagt man ihm: „Die Amputation ist gelungen, heute nehmen wir das zweite Bein ab.“ Schweine- rei, denkt Plum, das hätte man mir doch vorher sagen müssen.

### „Weder Kraft noch Nerven“

Auch die Hände wollen die Ärzte nach Aussagen des Ehemanns amputieren, nehmen aber in letzter Minute Abstand davon. Wochenlang ist Daniela Plum im Komma, erst später, beim Verbandwechseln, wird ihr klar, was passiert ist: „Ich dachte nur, meine Beine!“ Zwei Monate bleibt Daniela Plum in der Klinik. Als sie in die Reha entlassen wird, ist immer noch nicht die richtige Diagnose gestellt, ist wieder nur an den Symptomen herumgedoktert worden, und das, obwohl jetzt neben den Laborwerten noch ein weiteres Indiz vorliegt: Die Gewebeuntersuchung der abgetrennten Beine hat einen Befund ergeben, der ebenfalls auf Lupus hinweist. Kaum glaublich, aber wahr: Selbst jetzt kann die Krankheit noch ungehindert fortschreiten, und allem Anschein nach tut sie das auch.

Offenbar entwickelt sich ein beträchtlicher Nierenschaden, und im Februar 2006 ist Daniela Plum ein viertes Mal reif für's Krankenhaus. Sie fühlt sich schlapp, steif, hat Fieber, und wieder sind die Gelenke angeschwollen. Nun hat sie auch die für den Lupus typische schmetterlingsförmige Rötung im Gesicht, und jetzt endlich, 16 Monate nach der ersten Einweisung, wird in der Uniklinik Leipzig die Krankheit Lupus erythematoses erkannt und eine entsprechende Therapie eingeleitet. Der Wolf ist gestellt, aber um welchen Preis: Daniela Plum hat keine Beine mehr, hat eine geschädigte Niere und hochempfindliche, kaum belastbare Finger. Eine Schwerstbehinderte von 33 Jahren, die nicht mehr viel erhoffen kann,

außer dass vielleicht irgendwann ein Richter das, was sie erlitten hat, ein Unrecht nennen und ihr ein Schmerzensgeld zuerkennen wird – vielleicht.

Diese Möglichkeit, immerhin, gibt es, und das hat Daniela Plum der Alexandra-Lang-Stiftung für Patientenrechte zu verdanken. An deren Anfang stand ebenfalls der Verdacht auf einen Behandlungsfehler. Weil ein Arzt der Industriellentochter Alexandra Lang zur Behandlung eines angeblichen Immundefekts eine Offenbar mit Bakterien versuchte Lösung verabreicht hatte, starb die 30-Jährige an den Folgen eines septischen Schocks. Ihre Mutter Ilse Lang, Mitinhaberin einer in Worms ansässigen großen Firma für Kunststoff-Folien, hat daraufhin mit einer großzügigen Anschubfinanzierung die Gründung der nach ihrer Tochter benannten Stiftung möglich gemacht. Die Stiftung berät und unterstützt vor allem solche Patienten, die durch Behandlungsfehler aus ihrer Lebensbahn geworfen wurden und die, sagt Hansjörg Geiger, „weder die Kraft noch die Nerven noch die finanziellen Möglichkeiten haben, ihre Rechte durchzusetzen“.

### Nichts, was einfach wäre

Geiger, einst Staatssekretär im Bundesjustizministerium, ist heute Beiratsvorsitzender der Stiftung, aber in Wahrheit ist er sehr viel mehr. Er ist Ratgeber und Lobbyist, er nutzt seine alten Kontakte für die Arbeit der Stiftung, und er nutzt seinen Verstand, um grundsätzlich über das Problem von Behandlungsfehlern und Schadensregulierung nachzudenken. Würde es zum Beispiel nicht Sinn machen, fragt er, dass man mit Hilfe eines Fonds zunächst den Schaden regelt und den Rechtsstreit um die Schuldfrage hinterher austrägt? In Deutschland hat der Rechtsstreit Vorrang, über Jahre kann sich der hinzuziehen, mit Gutachten und Gegengutachten – und als Geschädigter kann man nichts weiter tun als warten.

Das wird auch die Familie Plum müssen, trotz Unterstützung durch die Stiftung. Deren Medizinerin Ulrike Zunker hat sich wochenlang durch einen großen Karton Papiere hindurchgewühlt, hat sortiert, hat gesichtet, und die auf Arzthaftungsrecht spezialisierte Anwältin Astrid Maigatter-Carus hat den Fall juristisch aufgearbeitet und die Klageschrift geschrieben. Doch selbst die professionelle Hilfe wird nichts daran ändern, dass da ein langer und komplizierter Prozess bevorsteht, in dem alles davon abhängen wird, ob sich den Ärzten Fehler nachweisen lassen, und vor allem: ob sich nachweisen lässt, dass die ursächlich waren für den Verlust der beiden Beine und den schweren Nierenschaden.

Bei der Uniklinik wird genau dies bestritten, und auch bei der Klinik Weißenfels wiegelt Geschäftsführer Uwe Bauer ab und zeigt stattdessen auf die Patientin Plum: Die habe es versäumt, sich rechtzeitig wieder vorzustellen. Da ahnt man, wie es zugehen wird im Verfahren, wo der Kläger ohnehin den schwereren Stand hat. Er muss beweisen, der Beklagte dagegen muss die Vorwürfe nur abwehren, und er hat dazu die besseren Waffen: Das medizinische Knowhow und die Haftpflichtversicherung, die mit immer neuen Gutachtern das Verfahren nach Belieben verschleppen kann. Ohnehin wird es nicht leicht werden, einen wirklich unvoreingenommenen Gutachter zu finden. Die führenden deutschen Rheumatologen kennen sich, mit einem Professor Häntzschel hat man schon mal auf Tagungen oder Kongressen der Deutschen Gesellschaft für Rheumatologie zusammengewessen. Wird man so jemanden anschwärzen, zumal vor Gericht? Doch die Stiftung kennt das Geschäft, und sie weiß die Moral auf ihrer Seite. Geiger sagt: „Hier ist großes Leid entstanden, der Frau muss geholfen werden.“

Schmerzensgeld, wenn es denn kommt, wird eine Hilfe sein, Gerechtigkeit vielleicht sogar eine noch größere, aber nicht alles wird sich lindern lassen im zweiten Leben der Daniela Plum. Nicht den Schmerz, wenn sie merkt, dass sie den Elternabend in der Schule nicht besuchen kann, weil da eine Treppe ist, die sie nicht hochkommt mit ihrem Rollstuhl. Nicht die Verzweiflung, wenn sie begreift, dass selbst die simpelsten Dinge zu unlösbaren Problemen werden. Sie soll ja trinken, sehr viel trinken sogar, weil die kranke Niere gespült werden muss, aber wie soll sie trinken, wenn sie bei Freunden ist und weiß, dass deren Toilette für sie unerschwingbar ist? Nichts, was noch einfach wäre und spontan. „Zack zack, hierhin, dorthin“, so war das früher, aber so ist es nicht mehr.

Frau Plum mag ja noch nicht mal mehr aus dem Haus. Technisch wär's kein Problem. Mit dem Treppenlift runter ins Erdgeschoss, dort umsteigen in den elektrischen Rollstuhl, dann draußen über die frisch verlegten Platten bis zur Ampel an der Schlossstraße, und schon wäre sie mitten im Ort – aber sie will nicht. Sie sieht keinen Sinn darin, denn „einkaufen kann ich nicht, ich komm' ja nicht an die Regale“. Vielleicht sind es auch die Blicke, die sie fürchtet, die Bemerkungen, obwohl sie in der Reha-Klinik mit einer netten Psychologin genau solche Situationen durchgespielt hat. „Wenn einer blöd guckt, dann geben Sie einen entsprechenden Kommentar“, hat sie geraten, und gelegentlich, wenn Daniela Plum dann doch mal draußen ist, tut sie es auch.

Man hat ihr auch andere Hilfen gegeben in der Reha – Gehhilfen. Im Entlassungsbericht heißt es: „Das Prothesenhandlung wird sicher beherrscht. Das Laufen mit Prothesen ist am Rollator für ca. 30 m in der Ebene sicher möglich. Das Treppensteigen kann für etwa 5 Stufen sicher ausgeführt werden.“ Was man so schreibt, wenn man Leistung nachweisen will. In Wahrheit schafft es Frau Plum noch nicht mal, die Prothesen über die Stümpfe zu ziehen, sie hat einfach nicht die Kraft in den lädierten Händen. Manchmal schwellen die Finger schon an, wenn sie nur den Wasserhahn zuzudrehen versucht oder wenn ihr einer zu fest die Hand drückt bei der Begrüßung. Fragt man Daniela Plum, was sie überhaupt noch machen kann im Haushalt, überlegt sie lange. Dann sagt er: „Tisch abwischen geht.“ Und sie: „Ja, Tisch abwischen geht.“

### Die Wucht eines Satzes

Es ist freilich nicht alles Elend. Letztes Jahr hat Daniela Plum ein Preisausschreiben gewonnen, damit konnte sich die Familie einen Urlaub auf Menorca leisten. Dies Jahr sollen die beiden Jungs in ein Ferienlager an der Ostsee, und die Eltern wollen mit Josephine für eine Woche in die Türkei, wo sie etwas gefunden haben, das bezahlbar ist und behindertengerecht. Auch ein solches Leben lässt sich leben, und einmal fällt sogar das Wort Glück. Da erzählt Daniela Plum von ihrem dritten Krankenhausaufenthalt, als es um Leben und Tod ging. Hinterher hätte eine Schwester zu ihr gesagt, „ohne die drei Kinder hätten wir Sie sterben lassen“. Frau Plum macht eine Pause, dann sagt sie: „Die Kinder waren halt mein Glück, in dem Sinne.“

In dem Sinne? Dass es auch noch einen anderen Sinn gibt, erschließt sich erst später. Da haben wir, vielleicht etwas unbedacht, das Wort Lebensmut ins Gespräch geworfen. Daniela Plum fängt den Ball auf und wirft ihn zurück, so hart, dass es weh tut. „Eigentlich“, sagt sie, und der Satz lässt noch nichts ahnen, von der Wucht, die er entfalten wird, „eigentlich kotzt mich jeder Tag an.“ Und als wäre das noch nicht klar genug, fügt Daniela Plum hinzu: „Eigentlich wär' ich lieber tot.“

## Ein hetzender Holländer

Wie Geert Wilders mit dem Propheten provozieren will

Von Tomas Avenarius

Kairo, 28. März – Auf die ihm ganz eigene Weise hat er dann doch noch einmal scharf nachgedacht. Just am Donnerstagabend stellte der niederländische Rechts-Außen-Politiker Geert Wilders seinen Anti-Islam-Film „Fitna – Zwiebracht“ ins Internet. Der Holländer hatte keinen Sender gefunden, der sein schon vor der Veröffentlichung weltweit kritisiertes 15-Minuten-Werk ausstrahlen mochte. Aber er wollte so wenigstens die Freitagsprediger in der islamischen Welt mit aufwühlendem Stoff versorgen. Wilders' „These“ ist schlicht expliziv: Der Koran rufe zu Gewalt auf; das den Muslimen heilige Buch sei „faschistoid“. Europas Muslime, die seit Monaten um den Film wissen, hielten sich aber zurück. Und der Rest der islamischen Welt? Abgesehen von kleinen Demonstrationen war fürs Erste weitgehend Fehlanzeige in Sachen Furor: Internet-Film ist in Kabul, Kairo oder Karatschi noch nicht so verbreitet wie in Utrecht oder Den Haag.

Kommt Zeit, kommt Hass. Der Wilders-Film hat durchaus Potential für neuen Streit zwischen den sich längst grundsätzlich missverstehenden Kulturen des Westens und der islamischen Welt: Der Film ist Polit-Pornographie. Die Bilder vom 11. September in New York und den Bombenangriffen auf die Züge in Madrid und London, dazwischen geschnitten Koranstellen, die zur Gewalt aufrufen. Zielt er auf den Koran, ohne die Texte historisch einzuordnen: ins 7. Jahrhundert, in die Lebensverhältnisse zu Zeiten des Propheten Mohammed im arabischen Wüsten-Niemandland. Wilders lässt nur Hassprediger und Radikale zu Worte kommen. Die sind von der Hamas, der Hisbollah oder anderen militanten Gruppen. Auch Irans Staatschef Mahmud Ahmadinedschad spricht sich aus.

Eine Negativauswahl ist eben auch eine Auswahl. Dazu schneller Schnitt und Gegenschnitt, tragende klassische Musik, eindringliche Schmerzensschreie. Am Ende wird angedeutet, dass der Koran zerrissen gehört. Das zu zeigen unterlässt Wilders klugerweise, umschreibt es nur: „Es ist nicht meine Sache, sondern die der Muslime, die Hass säenden Seiten aus dem Koran zu reißen.“

Wilders will Europa vor dem Islam warnen: „Es ist fünf vor zwölf“, sagt er angesichts der Probleme des Zusammenlebens in den zunehmend multikulturell ausgerichteten europäischen Staaten. Nur, dass er bewusst die falschen Menschen auswählt. Gewiss, die im Film auftretenden Herren sind brandgefährlich. Aber der größte Teil der Muslime lehnt religiös motivierte Gewalt ab – in Europa und im Rest der Welt. Sie wissen zu unter-



Kleiner Film, große Wirkung? Geert Wilders hat seine Propaganda gegen den Koran ins Internet gestellt. AP

scheiden zwischen Religion und Politik. Kurz: Osama bin Laden ist bisher noch nicht Führer der muslimischen Mehrheitsfraktion.

Die offiziellen europäischen Reaktionen wollen den Film nicht noch unnötig aufwerten. Die niederländische Regierung distanziert sich, die EU ruft „zum Dialog und Miteinander“ auf. Hollands Journalistengewerkschaft will Wilders verklagen – wegen Urheberrechtsverletzung. Dahinter steht der dänische Karikaturist Kurt Westergaard, dessen Zeichnung des Propheten mit der Islam-Bombe im Turban weltweit für Aufruhr gesorgt hat. Er hatte Wilders die Verwendung nicht genehmigt. Der Grünen-Politiker und „säkularer Muslim“ Cem Özdemir ergreift das Wort: der Deutsch-Türke verwehrt sich aus Prinzip gegen Zensur. Die anderen westlichen Ritter der Meinungsfreiheit werden sich, den Film verurteilend, wohl am Wochenende in Talkshows und Kurzinterviews zur Gedankenfreiheit äußern, dabei den alten Voltaire zitieren. Ebenso sicher wird bald ein islamisches Donnerwetter folgen: Am Samstag fängt die muslimische Woche an. Da werden sich neben Moderatoren auch die nicht so säkularen Hetzer und Spinner zu Wort melden. Zahlreiche werden wohl nach Todesstrafe rufen oder nach Dschihad in Holland.

Selbst sehen werden die Massen in Afghanistan, Pakistan oder Ägypten den Film kaum. Kabul ist eben nicht Utrecht. Sie werden nur davon hören: Gerüchteweise oder aus schlechten Fernsehberichten zusammengeklaut, aufgeteilt bei der nächsten Freitagspredigt aus dem Mund eines ebenso schlecht informierten Imams. Will heißen: Das Potential für neuen Ärger ist da. So, wie es aussieht, hat der Polit-Zünder Wilders seinen Punkt gemacht.



„Vielleicht wär's anders, wenn man so auf die Welt gekommen wäre“: Daniela und Andreass Plum auf einer Geburtstagsfeier 1999. Fünf Jahre später erkrankt sie an Lupus erythematoses, was niemand erkennt. Selbst als ihr schon beide Beine amputiert waren, fehlte noch die richtige Diagnose. Foto: privat